

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

31) Roman von F. S. Kosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

„Ich glaubte es“, sagte Guy zu Marguerite.

„Aber es giebt ja doch mehr oder minder plötzliche Sympathien. Gewisse Menschen sind uns auf den ersten Blick unangenehm — andre machen uns sofort den günstigsten Eindruck.“

Sie schien nachzudenken:

„Was die Antipathie betrifft, so ist das richtig,“ sagte sie endlich.

„Aber ich kann mich nicht erinnern, daß mich jemand auf den ersten Blick für sich eingenommen hätte.“

„Aber Sie finden doch die Menschen entweder schön oder häßlich?“

„Die Frauen ja und auch die Kinder. Die Männer kommen mir manchmal häßlich vor, aber niemals schön.“

„Sie finden gar keinen Mann schön?“

Sie zögerte, dann antwortete sie mit einem Schimmer von Verlegenheit:

„Keinen unter denen, die ich nur ein wenig kenne.“

Madeleine hielt sie für durchaus aufrichtig, aber die Naivität dieser Worte erfüllte ihn mit großer Unruhe. Er sah darin klar die Unerfahrenheit eines Kindes. Und die Zusammenkunft mit Donzagues erschien ihm deshalb nur um so gefährlicher. So lange die Bewerbungen des jungen Mannes stumm, sozusagen abstrakt waren, konnten sie Marguerite gleichgültig lassen. Aber wenn er selbst seine Sache verfochten, wenn sie die bewegte Stimme zu hören bekam und Worte, deren Wirkung Guy vielleicht zu sehr überschätzte, wer konnte dann sagen, welcher Umsturz sich in dieser jungen Seele vollziehen, welche Gefühle erwachen mochten, die der Liebe vorangingen! Er erbeute bei dem Gedanken am ganzen Körper.

Inzwischen waren sie längst des Flusses immer weiter und weiter gekommen. Die Einsamkeit schien noch tiefer, der Horizont verfinsterte sich mehr und mehr. Ein Blitz fiel vor ihren Augen nieder, das grollende Geschütz des Donners wiederholte ringsum. Er sah wohl ein, daß es an der Zeit war, das junge Kind nach Aulnettes gehen zu lassen, aber er fand nicht den Mut, sich von ihr zu trennen. Ein zweiter Blitz, der von einer noch heftigeren Entladung begleitet war, hieß ihn aus Furcht für seine Gefährtin und auch vor fieberhafter Hast erbeben. Er blieb stehen und sagte:

„Also, wenn ich Ihnen dazu rate, dann bewilligen Sie ihm keine zweite Unterredung?“

„Nein.“

„Nun, dann rate ich Ihnen dazu, und ich wünschte auch“

Er konnte nicht fortfahren. Wie das letzte Mal waren auch jetzt ihre Blicke ineinander versunken. Sie erblickten beide, und Marguerite wurde von einem heftigen Zittern ergriffen.

„Sie wünschten?“ fragte sie ganz leise.

„Ich wünschte, die Begegnung wäre nur ganz kurz.“

Er wußte nun, daß es jetzt kein Geheimnis mehr zwischen ihnen gab.

Der Wunsch, ihr alles zu bekennen, verzehrte ihn, er konnte nicht länger an sich halten.

„Nun denn ja!“ rief er aus. „Ich leide, ich bin unglücklich, ich bin eifersüchtig . . . ich liebe Sie, Marguerite! Ich glaube, ich möchte lieber sterben, als Sie im Besitz eines andren zu sehen!“

Sie hatte den Kopf gesenkt. Lebend und wie gebannt stand sie vor ihm, von einer Art heiligen Grauen erfasst. Er täuschte sich über diese Haltung und sprach mit flehender Stimme:

„Ich will nichts Böses — nichts als Sie lieben, nichts als Sie sehen, wie ich Sie jetzt täglich sehe, nichts als den Genuß Ihrer Anwesenheit, wie man sich am Licht und am Duft erfreut! Vor allem möchte ich nur, daß Sie keinem andren gehören! Später, vielleicht, nach langer Ueberlegung, werde

ich auch verstehen, mich darein zu finden, aber jetzt nicht, nur jetzt nicht!“

Sie antwortete noch immer nicht, sie bebte wie die jungen Weiden im plötzlichen Sturmwind. Sie war sich gar nichts mehr bewußt außer des einen Schrecklichen und Süßen, das in Herbelines Stimme grollte.

„Marguerite!“ rief er verzweifelt.

In diesem Augenblick war er überzeugt, daß er sie erschreckt hatte, daß sie ihn vielleicht haßte, und daß sein erbärmliches Bekenntnis den Triumph seines Rivalen herbeiführen werde. Da ergriff er in einem Anfall von Verzweiflung ihre Hand und sank vor ihr ins Knie.

„Lassen Sie mich nicht!“ flehte er mit ersterbender Stimme.

Sie richtete die Augen voll Liebe auf ihn und sagte schwach:

„Das Gewitter bricht los! Lassen Sie mich fort! Man sucht mich vielleicht!“

Er hielt sie noch immer fest. Große schwere Tropfen fielen aufs Gras nieder. Ein furchtbarer Donnerschlag krachte, der Blitz hatte auf der andren Seite des Flusses eingeschlagen.

„Nein, nein!“ rief er wie im Wahnwitz, „nicht bevor Sie mir verziehen haben.“

Mit einer unerwarteten Handbewegung machte sie sich los. Leicht, wie an jenem Morgen, wo sie sich vor dem Strolch geflüchtet hatte, flog sie. Und er blieb regungslos, kraftlos zurück mit dem Gefühl, als habe er einen betäubenden Hammerschlag aufs Haupt bekommen.

Doch plötzlich kehrte sie um, das Herz blutend bei dem Gedanken, daß sie ihn dort so verzweifelt verlassen hatte, und zurückkehrend rief sie ihm zu:

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen! Die Unterredung wird kurz sein. Auf Wiedersehen morgen!“

Sie ging wieder ihres Weges. Er, unempfindlich gegen den Regen, der eben zu strömen begann, beide Hände auf die Brust gedrückt, folgte mit den Blicken dieser flüchtigen Gestalt, die bereits im Park von Aulnettes verschwand.

11.

In fieberhafter Erwartung harrete am nächsten Morgen der Doktor auf das Erscheinen von Marguerite in der Veranda. Sie kam etwas später als gewöhnlich, und Madeleine war fast die ganze Zeit dabei. Während einer kurzen Abwesenheit seiner jungen Frau sagte er flehend:

„Ich könnte Sie diesen ganzen Morgen gar nicht sprechen. Möchten Sie nicht, daß wir uns heute nachmittag bei dem kleinen Schützling meiner Schwiegermutter treffen? Sie sind doch Madame Montcaux zu Liebe schon manches Mal dort gewesen.“

Sie antwortete ängstlich:

„Aber wir werden uns ja morgen vormittag wiedersehen . . .“

„Ja, aber nach allem, was gestern vorgegangen ist, wäre es notwendig, daß . . .“

„Was wäre denn eigentlich notwendig?“

Er hatte keine Ahnung davon, als er den Satz begann. Er sagte daher mühsam:

„Es ist notwendig, daß ich Sie beruhige.“

Wirklich fühlte er nebst dem brennenden Wunsch, mit ihr allein zu sein, dieses Bedürfnis nach näherer Erklärung, die jeder Liebende nach einer unterbrochenen Scene für unerlässlich hält. Ihn schien, daß etwas wieder einzurichten oder gut zu machen war und daß dann das Leben wie vorher wieder weitergehen werde, daß er dann auch wieder von Margueritens bloßer Anwesenheit im Schloß befriedigt sein werde.

Auch sie hatte in ihrem Innersten das Gefühl, daß es gut sein würde, wenn sie sich ein einziges Mal ohne Zeugen sehen könnten, um sich vollkommen zu verständigen. Daher sagte sie:

„Ja, ich kann um vier Uhr nachmittags dort sein.“

Sie schwiegen. Madeleine kam eben wieder in die Veranda zurück, sie wagten nicht mehr, einander anzusehen.

Einige Stunden später war Guy auf dem Wege, der nach dem Moor führte. Er erreichte die Hütte, wo die alte rheumatische Bäuerin ihn mit ihrer schnarrenden Rede empfing.

Der Junge war auf, aber er schien ebenso krank und schwach wie neulich im Bett. Vielleicht leuchteten seine runden

Augen etwas weniger fieberhaft. Der Doktor fand ihn auf der Lauer wie ein Tier, das auf etwas wartet, und thatsächlich hatte er schon seit einigen Minuten das Herankommen des Arztes verspürt.

„Nun,“ sagte Herbeline, „es scheint ja entschieden besser zu gehen?“

„Ja, ja,“ meinte die Alte, „die letzten Tage ist er beinahe kräftig, geht um den Sumpf herum und manchmal sogar bis zum Fluß, jawohl! Gestern gar ist er wirklich erst herein gekommen, wie es schon witterte.“

Guy hörte gar nicht zu. Er war nur eingetreten, um für den Fall, daß es notwendig sein sollte, über die Verwendung seiner Zeit besser Rechenschaft geben zu können. Obgleich es ihm ziemlich leicht wurde, sich über die begleitenden Umstände einer Handlung mit Umgehung der Wahrheit auszusprechen, legte er doch einen Wert darauf, immer ganz wahrheitsgemäß über die Wege berichten zu können, die er gemacht hatte.

Ganz gedankenlos griff Guy nach dem Puls des Kranken.

„Heute ist gar kein Fieber da . . .“

Der Junge richtete seine runden, funkelnden Augen auf ihn, wendete sich aber gleich wieder ab.

Herbeline bemerkte, wie schon so manches Mal, die Zucht, die er diesem fremdartigen Geschöpfe einjagte. Er konnte sich nicht enthalten zu sagen:

„Sie fürchten sich wohl vor mir?“

Der Junge begann zu zittern. Sein langer Hals wand sich, wie der einer Schlange, sein kleiner Mund ließ ein stoßweises Pfänden hören, und seine Schultern zitterten. Herbeline wiederholte seine Frage im befehlenden Ton.

Der Kranke schien einen Versuch des Widerstandes zu machen. Einen Augenblick krampften sich seine schwachen Hänfte zusammen — dann gab er rasch nach und sagte mit leiser Stimme:

„Ja.“

„Warum?“ fragte Herbeline.

Und zur alten Frau gewendet fragte er:

„Ist er furchtjam?“

„Nein; er geht doch in der Nacht allein in den Wald . . .“

„Wo warum?“ fragte er den Jungen abermals, indem er ihn zwang, den Kopf zu erheben.

Plötzlich, mit der eignen Divinationsgabe nervöser Naturen, welcher Gesellschaftsklasse immer sie auch angehören mögen, jagte der Kranke:

„Jeder Mensch müßte Sie fürchten! Alle, die mit Ihnen zusammen sind, sollten Sie fliehen!“

Diese Worte versetzten Guy in Aufregung. Er hatte nie eine Art Vision der Zukunft, sein Gewissen erhob sich gegen ihn selbst. Während eines Augenblicks hatte er den aufrichtigen Wunsch, seine Leidenschaft zum Opfer zu bringen; es sollte der Anfang einer anständigen Handlungsweise sein.

Aber die Reaktion kam sehr geschwind. Er fand sich lächerlich, er hatte Vertrauen in seine Selbstbeherrschung, er fand es zu blöd, den Worten eines dummen, kleinen Bauernjungen irgend welche Bedeutung beizulegen.

Inzwischen hatte der Kranke den Kopf wieder aufgerichtet. Er horchte, er schnupperte, ein sanfter Ausdruck breitete sich über sein Gesicht:

„Das Fräulein!“ sagte er mit kaum hörbarer Stimme.

Guy verstand. Das heftige Klopfen seines Herzens trug das Seinige dazu bei, seine Unsicherheit zu heben. Er nahm seine Brieftasche, löste ein Blatt ab und schrieb darauf ein Rezept. Da er in der Regel selbst die Arzneien schickte, so zeigte sich die alte Frau beunruhigt. Thatsächlich that er es nur, um Zeit zu gewinnen. Er sagte:

„Lassen Sie diese Medizin bei dem Apotheker von Salony holen. Es geht auf meine Kosten. Jacquinet soll einen Löffel voll davon am Morgen und zwei am Abend vor dem Schlafengehen nehmen. Und so gegen zehn Pastillen im Laufe des Tages. Haben Sie verstanden?“

Ein leichtes Klopfen an der Thür, und Marguerite trat ein.

Das Antlitz des Bauernjungen nahm den Ausdruck der Sicherheit und des Wohlbehagens an. Marguerite brachte einige kleine Käseheeren, und das alte Weib warf einen Blick darauf, der bekundete, welchen wesentlichen Anteil sie an ihrem Genuße zu nehmen gedachte, während der Sohn sie nicht einmal angesehen hatte. Guy, der nach der Regel aller Liebenden bisher gezwweifelt hatte, daß das junge Mädchen überhaupt kommen würde, verneigte sich ernst, während er vor Freude bebte.

Marguerite stellte einige gleichgültige Fragen, die die alte Frau allein beantwortete, während der Junge mit zwinkernden Augen unausgesetzt lächelte, bis dieses Lächeln Herbeline förmlich reizte. In dem Augenblick, als sie sich anschickte, die Hütte wieder zu verlassen, sagte er so natürlich, als er nur vermochte, da es ihn drängte, selbst vor diesem Bauernvolk zu heucheln:

„Ich wollte eben bei Ihnen vorsprechen. Wenn Sie die Freundlichkeit haben wollten, dann könnten Sie Ihrem Vater ausrichten, was ich ihm mitteilen wollte.“

Sie nickte mit dem Kopf, ein wenig erstaunt und fast betrübt durch diese Heuchelei. Zusammen verließen sie die Hütte, gefolgt von dem erschrocken Blick des Kranken.

„Gehen wir in den Wald von Messannes, dort sind wir noch mehr allein,“ sagte er.

Gleichmäßig bewegt, gingen sie anfangs schweigend nebeneinander her. Ihre Gedanken wirbelten wie die Wässer in einen Abgrund. Sie begann zuerst zu sprechen, da das Schweigen sie bedrückte, oder richtiger erschreckte.

„Wird er wieder gesund werden?“ fragte sie.

„Ich glaube es nicht. Ich trachte danach. Wenn er geheilt wird, dann ist es vielleicht gar nicht, oder nur zum geringsten Teil mein Verdienst. Wenn er nicht fiebert, dann ist seine Blutwärme stets einen Grad unter der normalen . . .“

„Aber Sie wissen doch, was ihm fehlt?“

„Nein; er ist eine Mißgeburt. Seine Krankheit hängt nur mit seiner Mißbildung zusammen, und seine Mißbildung spottet alles Dagewesene. Sein Fall hat übrigens etwas außerordentlich Anziehendes — ich denke, ihn gründlich zu studieren. Jacques Miroux ist in gewisser Hinsicht in seinem Organismus den Menschen im allgemeinen so weit überlegen, wie er in anderer Hinsicht tief unter ihnen steht. Sein Tast- und Geruchssinn sind von verblüffender Feinheit.“

Sie näherten sich dem Walde von Messannes. Guy warf einen Blick um sich und gewann die Ueberzeugung, daß weder in den umliegenden Feldern noch auf der Straße jemand zu sehen sei. Dann sagte er plötzlich:

„Was ist gestern vorgegangen?“

Sie zuckte leicht die Achseln und entgegnete:

„Wir sind übereingekommen, bis zum Monat November nicht weiter über die Sache zu sprechen.“

Diese Antwort hätte doch alle seine Erwartungen übertreffen sollen. Statt dessen versetzte sie ihn in Verzweiflung.

„Und dann?“ fragte er mit dem tyrannischen Ausdruck der Eifersucht.

„Es war gar nicht weiter die Rede davon, was später sein würde.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Egerer Weihnachtsspiel.

Eigentlich sind es mehrere Spiele. Zusammengefaßt werden sie unter dem Namen „Wuschern“. Und der die Spiele ausführt, privilegierte Spiele von Urgroßvaterzeiten her, heißt der „Allerwuscherer“. Am zweiten Sonntag vor Weihnachten hebt es an, der Dreikönigstag macht den Beschluß. Erklärlich, daß das Krippenspiel das Hauptstück ausmacht. Das Evangelium von der Geburt Christi bildet den Fettel, der Schuß ist Eigentum des „Allerwuscherer“: Der erzählende Teil ist hochdeutsch gehalten, die Hirten reden gutes Egerländisch.

Das wäre nichts Eigentümliches. So was giebt's andertwärts in katholischen Ländern auch. Am vierten Weihnachtsfeiertag aber spielt der „Wuscherer“ den Bethlehemitischen Kindermord.

Scene: Der ausgeräumte Saal eines Bierhauses. An der einen Längsseite, in Dübenhöhe, ein Aufbau. Mit einem grün gestrichenen Laun umgeben. Im Vordergrund Holzschäfen mit Wolle beledt, Hirten mit Wurfschäufeln; dem Fenster zu ein Stall mit Ochs und Esel, das Jesulein in der Krippe, Joseph und Maria. Im Hintergrund Jerusalem, mit Mauern, Zinnen und Thürmen, dem ungeheueren Tempel, schrecklich anzusehen. Darüber ein goldener Stern mit ellenlangem Schweif. Ein grüner Vorhang zwischen Aufbau und Wand.

Es ist zwei Uhr nachmittags. Die Kinder kommen. Größere, kleine, ganz kleine, die die Mutter oder Kindsfrau noch auf dem Arm trägt. Der Raum vor der Krippe ist gesteckt voll. Die Tochter des „Wuscherer“ erscheint, um abzusammeln. Jeder giebt, was er mitbekommen hat: Zwei Kreuzer, einen Kreuzer, ein Trumm Festtagsbrotchen. Ein Fleischer hat seinen drei Düb'en ein „Schrädel Geselehtes“ mitgegeben; sie liefern es getreulich ab, ohne nur daran geledt zu haben.

Das Mädchen verschwindet hinter dem Vorhang. Ein Brummen von dorthier, dann ein Halblautes: „Immer schlechter wird die Einnahm'! . . . Da soll der Teufel wuschern! . . .“

Im nächsten Augenblick steht der Spieler mit einem Mohrstäbchen unter den Kindern. Er rief schreien einige: „Der hat nichts zählt!... und da auch nichts!“
Der eine Kassierer ist ganz led. „Mein Vater ist der Hausherr, der Hölzerer - Bräuer, ich brauch' nig z' zahlen...“ Das Stäbchen geht an ihm vorüber.

„Und Du?“
„Mein Vater hat gesagt, für so dummes Zeug giebt er kein Geld her.“

„Was?“ Das Stäbchen zittert, schwankt, schon will's niederfahren.

„Dem g'hörst an?“
„Zum sächsischen Zollhaus... Und die Mutter spricht, das nächste Mal krieg ich was mit...“

„Ist's wahr?“
„Wahrhaftig!“
Der Mann blickt in die blauen Augen des Kindes.

„Kannst da bleiben!...“

Die Spieler, der „Wuscherer“ mit Sohn und Tochter, sind hinter dem Vorhang. 's kam los gehen. Zuerst kommt ein dreistimmiger Gesang der Hirten. Singen den Mond an. Natürlich auf gut Egerländisch. Das interessiert die Kinder. Mäuschenstil ist's auf einmal. Dann setzt die Erzählung ein. Von dem grausamen Herodes und seinem Befehl. Der „Wuscherer“ spricht langsam, hochdeutsch. Gerade so schön, wie ich rede, wenn ich g'scheidt ihuen will. Die Kinder werden unruhig. Ein ganz Kleines deutet zappelnd auf den Krippen-Gel und kräht:

„Schau, Mutterl, dös schöne Jaserl!“
„Ich! Und der Och!“ Der Hausherrhub hat sich das Wort genommen.

Pause.
Man hört hinter dem Vorhang den Zimmedel eines Maßtrugs klappen, eins klappern, die Erzählung geht weiter.

Plötzlich fährt das Stäbchen hervor und fällt pfeifend auf eine ausgestreckte Hand. Und die bisher hochdeutsche Stimme schreit in heller Wut:

„Diebsgesindel!... Da!... Schmiedt's? Die Schäferln thäten s' einem stehl'n, wenn s' net ang'leimt wären... Die Hand' wer'n Dir aus'm Grab waschen, Misthub, vermoppelst!“

Der Betroffene heult. „Ich hab's nur streicheln woll'n...“

„Und dafür hat Dich's Stäbchen g'streichelt!“

Allgemeines Hallo. Weiter tröpfelt die Erzählung. Es ist aber kein Halten mehr. Der Wuscherer sieht das ein.

„Anfangen, Kathl!“
Sofort wird's dramatisch. Kein Ruder mehr, als eine hohe Frauenstimme anhebt:

„Was?... Mei Hans-Girgerl willst haben? Zu was denn, Du Bildling?“

Eine tiefe Stimme: „Her mit dem Vammerling!“

„Na langsam, sag ich, na langsam! Wer san mir denn, daß mir so auftreten derfen? A Kriegsnecht... a...“

Die tiefe Stimme: „Ein Feldwebel des Königs Herodes.“

„Sua... Sua!... Dös is ma schon der schönste von sein Vrißern. Da den hat man ja schon manches g'hört.“

„Schweig, Weib!... Her mit dem Kind, oda es geht grausamb zou!“

„Bist b'offen? Au oimmal lang her, und Du hast eine drim, daß D' vier Wochen im Trab rennst...“

Die tiefe Stimme: „So sei doch g'scheidt, Kathl, sonst muß i Di a noch abtöten. Der Herr König hat befohlen, alle Buam männlichen Geschlechts...“

„Jehas, Leut' und Kinder, jekt hat der Zipsel a schon Madln männlichen Geschlechts g'sehn!... Du, lang' net her, ich sag' Dir's!“

„Befehl ist Befehl! Hierorts muß alles abtöt werden!“

„Magst vielleicht a Halbe trinken?... Ich hab' Geld in der Taschen.“

„Durst hab' ich immer. Und wann ich um die Mitternacht aufsteh'...“

Man hört einen Trompetenstoß.

Die tiefe Stimme: „Jetzt kam i nimmer warten... alsdann...“

„Dann wird halt g'raust... Da hast was auf Dein Aug!... Sag Deinem Herodes... Lumy, ich reiß Dir die Ohrwäscheln aus... Z' Hilf!... Z' Hilf!... Jetzt hat er mich g'stochen!... Leuteln, bet' für mich, i bin tot... In d' Höll kommst, Du und Dein Herr...“

Getrampel. Der Vorhang schlägt hin und her. Im Zuschauer-raum hört man Weinen, halb unterdrücktes Schluchzen, die Hände sind geballt, trockne Augen funkeln.

Das Spiel geht weiter. Nach dem Hans-Girgerl kommt das Hans-Niderl mit seiner Mutter, dann das Hans-Sepherl, und zum Schluß der Hans-Adel. Die Kriegsnechte werden zugebedt, wie sich gehört. Die Mutter des Hans-Adel hält sich mit den Untergebenen nicht auf. Sogleich geht sie auf Herodes selbst los.

„Alsdann, beim Herodes bist jetzt? Weist D' noch, wie Dich die Weiber mit nassen Fegen hinausg'haut hab'n, weist noch mit'm Ballenstein runzogen bist. Dein jehiger Herr ist noch schlechter. Wenn der net König wär, net amal zum Säuhüten hät er's g'schid.“

Sie wird sofort erstochen. Der kleine Hans Adam aber fährt

dem Soldaten zwischen die Beine, der Kriegsnecht kommt ins Stolpern und fällt in sein eignes Schwert.

Und jetzt geschieht etwas Unerwartetes. Ein dickköpfiger Mond-ling hat sich mit einem Anlauf auf die Krippe geschwungen.

„Männer, gebt's mir ein Meißer!... Ich bring' ihn um!“

Im letzten Augenblick gelingt es dem Wuscherer, den kleinen Satan am Stragen zu fassen.

„Wo willst hin?“
„Nach Bethlehem! Der Herodes...“

„Da geht's nach Jerusalem!“
Er stellt den Wuscherer auf den Boden.

„Und zwei Schäferln hast mir vertreten, macht zehn Kreuzer. Soll mir Dein Vater schicken, oder ich komm' selber.“

Ein Klingelzeichen. Das Spiel ist aus. —
Mir scheint, willige Unterthanen werden auf die Weis' nicht gezogen. Ist wohl auch nicht nötig in der alten, ehemals freien Reichsstadt. —

—s.

Kleines feuilleton.

— Aus den Geheimnissen des Kundenfangs. In der „Kleinen Presse“ (Frankfurt a. Main) schildert ein Kaufmann, in welcher raffinierten Weise in Berlin mitunter der Kundenfang betrieben wird. Er schreibt:

„Als Einkäufer für ein großes Warenhaus komme ich jedes Jahr nach Berlin, um dort Bestellungen zu machen. Schon seit Jahren kenne ich den regen Geschäftsgeist der Berliner Fabrikanten. Jeder neu ankommende Einkäufer wird ihnen durch die Hotelportiers gegen gutes Trinkgeld verraten und erhält, nachdem er kaum ein paar Stunden in der Reichshauptstadt gewohnt, per Post die freundliche Einladung, dies oder jenes Geschäft mit seinem Besuche besuchen zu wollen. Ich reagiere nie auf diese Einladungen, da ich meine alten guten Bezugsquellen habe, von denen ich nicht abgehe.“

Während ich in aller Frühe meinen Mokka schlürfe, kommt die erste Post, die mir 27 Briefe von der oben beschriebenen Sorte bringt, alle nicht gedruckt, sondern fein säuberlich mit Tinte geschrieben und in geschlossenem Couvert; als Druckfachen würden sie ja ungeöffnet in den Papierkorb wandern. Ich öffne und durchfliege die 27 Stück, um sie alle miteinander mit einem kräftigen Fluch in den Ozean zu senden. Nur noch eine Postkarte blieb in meinen Händen, die ich näher bejah. Es war eine Ansichtspostkarte, auf der in zierlicher Damenschrift stand:

„Wir haben gehört, daß Du im A-Hotel wohnst, wir sind ebenfalls seit gestern in Berlin, hauptsächlich um Jupons zu kaufen, wie gewöhnlich wieder bei A., wo immer sehr zufrieden sind, vielleicht treffen wir Dich heute abend bei Kempinsky. Gruß Irma.“

Außerdem waren alle vier Ecken der Karte voll beschrieben, oben in den Wollen, rechts und links wimmelte es nur so von leserlichen und unleserlichen Namen: Gruß Karl, Beste Grüße unbel. Weise Fritz K...; selbst mitten im Wasser der Spree standen Namen.

Irma! Irma! Wer mag das wohl sein?... Halt: Schwägerin Irma aus M. ist auf der Hochzeitsreise; sicher ist das junge Paar in Berlin und verbindet das Nüchliche mit dem Angenehmen, um Einkäufe zu machen.

Ich sitze also den ganzen Abend bei Kempinsky, um die neugebenedeten Eheleute zu begrüßen. Ich hatte mich für den Empfang sogar in Gala geworfen. Aber wer nicht kam, war Irma und ihre junger Gemahl. Vergerlich über das vergebliche Warten, mache ich mich am andren Morgen auf, um mich bei Firma A., bei der Irma kaufen wollte, nach deren Verbleib zu erkundigen. Der Chef des Hauses empfing mich sehr lebenswürdig. Er konnte mir zwar keine Auskunft über das junge Paar geben, tröstete mich aber mit den Worten: „Ihre Schwägerin war noch nicht hier, wahrscheinlich kommt sie noch diesen Morgen, sehen Sie sich doch in der Zwischenzeit einmal meine neue Winterkollektion an, wunderbare Sachen in Jupons, Sie brauchen ja nicht zu kaufen.“ Nach langem Hin und Her wurde ich natürlich meinem Prinzip untreu, ich ließ mich überreden und kaufte einen ziemlichen Posten. —

Als ich kurz vor meiner Abreise in den weiten Entreehallen meines Hotels behaglich im gepolsterten Lehnstuhl meine Cigarre rauchte, und mich mit einigen Kollegen unterhielt, erwähnte ich beiläufig, daß es mir eigentlich unangenehm sei, abzureisen, ohne meine Schwägerin begrüßt zu haben.

Mein wohlbeleibter Nachbar zur Rechten hat sich die Karte für einen Moment aus und bekam fast einen Lachkrampf. Nachdem er sich die Schweißtropfen von der Stirn gewischt, meinte er immer noch lachend: „Na, auf die Irma brauchen Sie nicht zu warten, die hat mir auch geschrieben.“ — „Und mir auch!“ — „Mir auch!“ rief es nun im Kreise. Und jeder zog ein Karte gleichen Inhalts hervor, von derselben Irma unterzeichnet... Es waren Reklamekarten der Firma A., die als virtuose Kundenfängerin einen Aufgenießt. —

Theater.

Schauspielhaus. „Wann wir altern“. Dramatische Klauderei von Oscar Blumenthal. „Die Romantische“. Verlustspiel von Edmund Rostand. — Wenn die Alternen keine andren Sorgen hätten als die, von denen der Blumenthalsche Einakter in zierlich pointiertem Reimspiel plaudert, so wüßte die Last ihres Lebens wahrlich leicht. Die „Wir“.

von deren Altern im Stück die Rede, das sind die wenigen Glück-
verwöhnten im harten Lebenskampf nie Gefährten und darum um
so anspruchsvolleren „Wir“ einer schillernden Genußwelt. Die andern
haben dringendere Nöte als den Kummer, daß sie mit zunehmenden
Jahren den schönen Frauen weniger gefährlich werden. — Der
Marquis, der uns sein Leid hier klagt, ist erst im Vorhofe des Alters
angelangt; argwöhnisch hört er, wenn seine lieben Freunde ihm ver-
sichern, er habe sich noch immer trefflich konserviert, nur das „noch
immer“ wie lange noch? heraus. Je schonender der Ton ist, in dem
die Herren und die Damen mit ihm reden, um so kränkender, die
Manneseitelkeit verlebender erscheint er ihm. Die lebenswürdige,
junge Gräfin, in deren Haus er jahrelang, ein stiller Liebhaber, ver-
kehrt, erhört die Werbung eines Fants, zu dessen Gunsten nichts als
seine Jugend und seine frische salzlose Farbe spricht. Der Marquis
zäumt über solche — Oberflächlichkeit, aber noch schmerzhafter als
der Triumph des Nebenbuhlers trifft ihn des jungen Paars Groß-
mut. Daß man teilnahmsvoll und herzlich ihn einläßt, nach wie vor,
als Freund des Hauses, die Gräfin täglich zu besuchen, schlägt all-
sein Selbstgefühl zu Boden; unbarmherziger als Spott enthilft ihm
diese Großmut den Grad der Ungefährlichkeit, zu dem das Alter ihn
hat abwärts lassen. Er fühlt die Gabe als Beschämung und doch
nimmt er, der Einsame, der Witwer, sie mit seufzendem Danke an.

Das Stückchen wurde lebhaft applaudiert. Fräulein Poppe,
die die Rolle der Mocergräfin mit reizender Annuit spielte, entschied
den Erfolg.

Dem Blumenthalschen schloß sich Mostands, des Dichters des
Cyrano, von Julia ausgezeichnet übertragenes Verslustspiel „Die
Romantischen“ an. Die geistvoll-spöttische, freilich etwas in die
Känge gezogene Maskenkomödie ist vor Jahren einmal schon bereits
im Lessing-Theater gegeben worden. Zwei Väter, gute Nachbarn,
die Sohn und Tochter gern vermählen wollen, heucheln grimmige
Feindschaft, um durch den Schein des Widerstandes die beiden
„romantischen“ Seelen zur Liebe desto sicherer aufzustacheln.
Während Jüngling und Jungfrau in heimlichen Zusammenkünften
als Romeo und Julia sich an dem Traum heroischer Liebeskämpfe
naiv ergötzen, freuen sich die Alten, im Gebüsch lauschend, sühnend
der gelungenen List. Und um das Romantische romantisch zu be-
enden, wird Strafrel, der Komödiant, gedungen, mit einer Schar
Vermummter nächtlich in den Garten einzubrechen und zum Schein
das Fräulein zu entführen. Der Jüngling stürzt hinzu, schlägt, wie
es im Programm der Väter vorgelesen, die Banditen in die Flucht
und erhält als Lohn ruhmvoller Tapferkeit die Hand des Mädchens.
Sehr lustig ist die himmelblaue Schwärzerei des durch den Kampf
zum Siege, durch Nacht zum Licht vorgebrungenen Liebespaars.
Die Zahl der von des Jünglings Schwert Hingestreaten wächst in
der Phantasie rasch ins zweite und dritte Duzend. Als dann die
väterliche Fopperie herauskommt, das blanke Kinderspielzeug den
beiden fortgenommen wird, giebt's einen rechten Kindersreit. Der
Bräutigam eilt, den Thatendrang nun in der Fremde durch edle
Abenteuer zu befriedigen, kehrt aber, auch in diesem Fache Dilettant,
geprügelt, reizigen Gemütes bald zurück und wird von dem inzwischen
zerstüßelten bekehrten Fräulein in Gnaden wieder angenommen. Der
Spott ist um so weniger verkehrt, da er sich unparteiisch ebenso gegen
die spießbürgerlich-profanen Väter wendet, die nur in der Distanz,
wenn eine Mauer ihre Gärten trennt, sich gerne haben, doch ohne
solches Hindernis einander unaußsprechlich sind. Das Spiel klingt aus
in einen Preisgesang der Liebe, die auch im schlichten Kleid des All-
tags voller Poesie und Wunder ist. Ob sie der verschönernden Distanz,
der Mauer, eher als die Freundschaft entzogen kann? Mostand sagt
darauf nichts. Die beiden sollen glücklich sein in ihrer Ehe.

Die Aufführung war ausgezeichnet abgerundet. Pohl und
Straußner gaben die beiden Alten, Böttcher den blonden
Bräutigam; Bollmar, glänzend als verwogener Strafrel, ent-
fesselte auf offener Scene einen Weisheitssturm; allerliebst sprach
Fräulein Arnstädt die romantische Heldin. Der Weisfall nach den
ersten beiden Akten war stark, der dritte ermüdete etwas. — dt.

Freie Volkshühne (Metropol-Theater): „Mercadet“.
Komödie in drei Aufzügen von Honoré de Balzac. — Unter den
wenigen Bühnendichtungen Balzacs hat sich „Mercadet“ am besten be-
halten. Allerdings liegt zwischen der Zeit seiner Entstehung und
heute mehr als ein halbes Jahrhundert. Die Aufführung modie
daher als ein fragliches Experiment erscheinen. Daß es, wie gleich
bemerkte sei, vollkommen gegliedert ist, darf als ein neuer Beweis für
die Lebenskräftigkeit der Komödie angesehen werden. Wohl sind ja
manche Farben verblaßt. Ein Spekulant vom Schlage Mercadets,
der wegen einer Summe von lumpigen 300 000 Fr. soviel Auf-
hebens macht, wird mit recht von jedem Wörtenjobber unsrer Tage
als Dilettant verpöthet werden müssen. Zerner haften der Fabel
recht bedenkliche Unwahrscheinlichkeiten an. Godeaus unsichtbare
Rolle z. B. bleibt zu wenig motiviert und zuviel romanhaft.
Ammerlin bildet sie einen triftigen Beweis dafür, daß der gefällige
Lustel mit der gespielten Banknotentafel in der französischen
Dramenliteratur schon ein ziemlich hohes Alter beansprucht und
nicht erst von den modernen Pariser Lustspielbüchern erfunden
worden ist. Außerdem dürfte der Schluß der Komödie die logische
„dramatische Gerechtigkeit“ vermiffen lassen. Ihr Uebersetzer August
Fresenius fühlte sich daher bewegen, eine entsprechende Variante
hinzuzufügen, wonach sich Mercadet erschießt. Es ist nur gut, daß
die künstlerische Leitung von diesem theatralischen „Stalleffekt“ ab-

gesehen hat. Denn der lebende Mercadet ist uns doch lieber als der
tote. Ein für seine Zeit so genialer Erzähler, wie er, entläßt
den Zuschauer nun wenigstens mit dem Gefühl gewisser Schaden-
freude. Mag Mercadet auch wirklich aus der Patsche kommen, so
sieht doch bei seiner Spekulationslust zu hoffen, daß er über kurz
oder lang wieder der Schrecken aller andren Gauner sein wird.
Daß Balzac im übrigen mit den Mitteln altfranzösischer Situations-
technik hantiert, nun, diese Schwächen der Komödie werden durch
die kräftige Zeichnung der gemeinspekulativen heute finance jener
Tage wirksam paralytisch. Wie Mercadet durch seine Neben und
seine Handlungsweise in die gemeinen Spekulantenseelen hinein-
leuchtet, was de la Brive über die Presse und Journalistik sagt, das
hat dadurch, daß wir solche oder ähnliche Anschauungen heutzutage
schon als allgemein bekannte Gassenwahrheiten anzusehen gewohnt
sind, nichts von seiner Aktualität eingebüßt. Es sind Sentenzen
von Wert und Dauer. Sonach können wir uns Balzacs Komödie
sehr wohl gefallen lassen. Und die Lacher hat der Dichter denn auch
bei der Erkaufführung am zweiten Weihnachtsfeiertage auf seiner
Seite gehabt.

Natürlich darf auch die musterzügliche Inszenierung durch
Direktor Witte-Wild und die darstellerische Gesamtleistung
ihren Hauptanteil an dem Erfolg der Komödie für sich beanspruchen.
Der Mercadet Adolf Kleins wie der junge de la Brive
Eduard v. Wintersteins waren zwei durch feinste
Schattierung auseinandergehaltene köstlich charakterisierte Gauner,
denen man trotz alledem kaum gram sein mochte. Ihnen gegenüber
halte das nicht minder gaunerhafte Gläubigertrifolium: Soulard
(Hugo Hummel), Pierquin (Rudolf Bernauer), Violette
(Fritz Beckmann) keinen allzu leichten Stand; dennoch erfuhr
es eine wirksam komische Verkörperung. Unter den Vertretern der
übrigen Charakterchargen und Episodenrollen traten hervor: Anna
Müller-Linke (Virginia), Georgine Sobjeska (Frau
Mercadet), Meta Morella (Julie), Max Püh (Verbesin)
und Sandor Jaran (Minard). Die Komödie verfehlte das
ganze Haus in die heiterste bis zum Schluß andauernde Stimmung.
— Unangenehm wurde nur die durchaus ungenügende Erwärmung
des Theaterraums empfunden. — e. k.

Humoristisches.

— Im Ehekrieg. Mutter: „Wenn Du einmal mit
Deinem Manne Differenzen bekommst, giebst Du mir doch gleich
Nachricht.“

— Tochter: „Zawohl, Mama, Du sollst sofort die Sieges-
depesche erhalten.“

— Unerwartet. Freund: „Also es waren viele Leute
da, wie Dein neues Drama aufgeführt wurde?“

— Dichter: „D ja ... einer sogar bis zum Schluß!“

— Von der Schmiere. Direktor (nach Schluß der
Nachmittagsvorstellung Othello zum Publikum): „Der Darsteller
der Titelrolle hat sich noch nicht abgewaschen; wer etwa von
den verehrten Anwesenden einen Kamin zu lehren hat, möge
sich vertrauensvoll und möglichst umgehend bei ihm melden.“

(„Regendorfer Blätter“.)

Notizen.

— In der Feuilleton-Preiskonkurrenz der Wiener
„Zeit“ erhielt den ersten Preis (800 Kronen) Dr. Karl Wolff-Karls-
ruhe, den zweiten Preis (400 Kronen) Camillo v. Sujan-Wien,
den dritten Preis (200 Kronen) L. Andro-Wien. 898 Arbeiten
waren eingegangen.

— e. Volkstheater des Westens“ nennt sich ein neues
Unternehmen, welches sich mit Jahresbeginn in den „Prachtställen“
der Rirnbergerstraße anstehen will. Die Vorstellungen werden
zunächst zwei bis dreimal wöchentlich stattfinden; die Eröffnung
findet am 2. Januar statt. Artisticler Leiter ist Regisseur Mertens.

— Die Premiere von Adelsburgs Schwan „Familie
Schierke“ im Lessing-Theater ist auf den 31. Dezember
angesezt.

— Wilhelm Schmidts (Vonn) Schauspiel „Mutter
Landstraße“ wird nunmehr bestimmt in der zweiten Hälfte
des Januar im Kleinen Theater die Erstaufführung erleben.

— Hans Bauers dreialtige Komödie „Die Redactrice“
wurde bei der ersten Aufführung im Hamburger Thalia-
Theater beifällig aufgenommen.

— Eine schwedische zoologisch-botanische Ex-
pedition wird im Mai nächsten Jahres das Dschottische
und das Berings- Meer (bis zur Beringsstraße) erforschen.

— e. Die größte Brücke der Welt. Die neue Brücke
über den East River (New York) ist, wie ein Londoner Blatt be-
richtet, das größte und gewaltigste Bauwerk seiner Art in der ganzen
Welt. Die Gesamtlänge beträgt 7264 Fuß, davon beträgt die
Spannweite über den Fluß 1600 Fuß. Die Breite ist 118 Fuß; die
Brücke wird von zwei Stahlträgern von 332 Fuß Höhe getragen,
von denen jeder ungefähr 13 257 Tonnen Stahl enthält. Die Ge-
samtmenge von Stahl, die bei dem Bau der Brücke verbraucht ist,
beträgt 40 640 Tonnen. Die Brücke ist zwei Fahrwege, zwei Hoch-
bahnen, zwei Radfahrwege, vier Tramwege und zwei Fußwege.
Sie hat 80 000 000 R. gekostet. —